**Zeitschrift:** Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

**Band:** 68 (1978)

**Heft:** 4

**Artikel:** Neue Wege in der Pfarrarbeit : Möglichkeiten, Chancen und Grenzen

**Autor:** Visser, Jan

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-404601

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Neue Wege in der Pfarrarbeit: Möglichkeiten, Chancen und Grenzen*

1. Mit diesem Thema betreten wir ein Gebiet, das uns sehr vertraut ist. Wir sind als Theologen ausgebildet und täglich in der Pfarrarbeit tätig. Vertraut sein mit der Pfarrarbeit heisst jedoch nicht eine unproblematische Praxis ausüben. Oft ist es eben so, dass, wenn praktische Themen auf Konferenzen usw. hervortreten, man die Bedenkenlosigkeit bei der Arbeit verloren hat und Probleme erfährt, welche eine Neubesinnung notwendig machen. Man kann ja feststellen, dass das Bedürfnis an praktisch-theologischer Reflexion und Information wächst, je problematischer die Pfarrarbeit erscheint. So spricht man nicht umsonst von der praktischen Theologie als von einer Krisendisziplin. Schon ihr Ursprung als eigenständige theologische Disziplin weist darauf hin. Sie entstand in der Art, wie wir sie heute kennen, zur Zeit der Aufklärung, in der Glaube und Kirche in Frage gestellt wurden. Vor der Aufklärung schlossen sich die Theologie und das Theologiestudium fast problemlos der kirchlichen und pastoralen Arbeit an. Die Theologie formulierte Sätze, welche unbezweifelt den wichtigsten Teil des allgemein anerkannten Wert- und Normensystems der Gesellschaft bildeten. Diese Situation änderte sich; die Position des christlichen Glaubens geriet unter Konkurrenzdruck anderer philosophischer Anschauungssysteme. Innerhalb der Theologie rief dies die Notwendigkeit einer Legitimation ihrer Sätze hervor. Diese Notwendigkeit, den Glauben systematisch zu verantworten und die Rolle der historischen Forschung zu fixieren, rückte in den Vordergrund. Die auf die Praxis gerichtete Ausbildungsfunktion des Studiums geriet in den Hintergrund. Die Theologie wandte sich der intellektuellen Verantwortung zu und richtete sich nicht länger unmittelbar auf die Aufgaben des Pfarrers und die Lebenspraxis des Christen. Es drohte die Gefahr der Theorielosigkeit einer pastoralen Arbeit, die man mit der Ausbildung einer neuen Disziplin – der praktischen Theologie – zu beheben versuchte. Diese Disziplin hatte die Bereitstellung neuer pastoraler Handlungsmodelle zur Aufgabe. Diese Aufgabe ist ausserordentlich wichtig; denn was geschieht, wenn man die Praxis der Theorielosigkeit überlässt? Der Pfarrer orientiert seine Arbeit – mehr oder weniger unbewusst – nach dem in der Praxis ihm unreflektiert vorgegebenen Muster. Seine Berufsrolle wird von der Identifika-

* Referat, gehalten an der 18. Internationalen Altkatholischen Theologenkonferenz (5.–10. September 1977) in Huissen (Holland). Vgl. IKZ 4/1977, S. 252ff.

tion mit dem Pfarrer bestimmt, der für ihn als Vorbild galt, ohne nachzudenken, ob sich diese Rolle für die Situation eignet, in der er zu arbeiten hat. Als Modell wird meistens der eigene Pfarrer genommen, ohne auf die Änderungen zu achten, die sich in der Umwelt vollzogen haben. Es ist nicht erstaunlich, wenn man frustriert wird und spürt: so geht es nicht länger, ohne zu wissen, wie man anders handeln muss. Die Notwendigkeit einer Neubesinnung ist klar: man wendet sich der praktischen Theologie zu. Es wäre naheliegend, anzunehmen, dass nun klar ist, mit welchem Objekt sich diese theologische Disziplin befasst: mit dem Pfarrer und seinen Berufsproblemen. Dies ist jedoch in der Diskussion bezüglich des Objekts der praktischen Theologie nur eine der vertretenen Auffassungen. Andere meinen, sie solle nicht nur «pfarrerorientiert» sein – so wird sie zur Pastorentheologie –, sondern sich vor allem mit der Selbstverwirklichung der Kirche in allen ihren Gliedern befassen. Oder man meint, sie solle sich wie ein «Aschenbrödel» nur mit der technischen Ausbildung der Pfarrer beschäftigen, so dass diese lernen, mit welchen Methoden und Techniken sie die von andern Disziplinen bereitgestellten Zielsetzungen erreichen können: praktische Theologie als eine unreflektierte Art Anwendungswissenschaft. Und schliesslich will man, dass die Anwendungsrolle überhaupt nicht spielt. Praktische Theologie solle das existentielle Moment in der Pfarrerausbildung betreuen. Es geht ihr um Primärerfahrung, d.h. eine Art vorwissenschaftlicher Erfahrung, die sich schichtspezifisch, gruppenspezifisch und personspezifisch vollzieht, um fundierte Lebensweisheit, wie man diese von erfahrenen und weisen Kollegen lernen kann. Es geht dann um Ratschläge, welche in der Weisheit erfahrener Menschen wurzeln. Wenn z. B. Thurneysen in seiner Lehre der Seelsorge grosse Seelsorger als Vorbild vorführt oder die Lesung von Romanen wichtiger Schriftsteller empfiehlt, damit man seine Menschenkenntnis vergrössert, befindet er sich auf diesem Geleise.

Obwohl man sich nicht zu Unrecht mit seinen eigenen Fragen an die praktische Theologie wendet, muss doch klar sein, dass man nicht eine unmittelbare Antwort darauf erwarten kann. Wenn man von der einen Auffassung her bestimmte Probleme löst, gibt es noch Fragen, welche eine andere Orientierung fordern. Es gibt Probleme der Glieder der Kirche, die sich mit Pastorenratschlägen nicht lösen lassen, und Weisheit ohne Anwendungsfähigkeit nützt nicht. Deshalb ist eine Definition der praktischen Theologie notwendig, in der sich die meisten der obgenannten Momente integrieren lassen. M.E. ist es K.F. Daiber gelungen, eine solche Definition zu formulieren. Nachdem er festgestellt hat, dass der Ertrag wissenschaftlich-theologischer Arbeit als für die Praxis der Kirche

nicht unmittelbar relevant erscheint, plädiert er für eine praktische Theologie als Handlungswissenschaft. Gegenstand dieser Theologie und zugleich der Ausgangspunkt sind die Praxisfelder der Kirche. Ihre Methode ist die induktive; sie setzt unmittelbar bei der Praxis ein – sie kann auch nicht zu unbegrenzten, im Sinne von nicht überprüfbaren, Totalaussagen kommen – und hat als Ziel die Erneuerung der Kirche mittels Aufstellung von Theorien, die methodisch entwickelte und kontrollierbare Begründungen für realisierbare Handlungsziele bereitstellen. Sie befasst sich z. B. nicht mit der Lehre der Verkündigung, sondern mit der Praxis der «gottesdienstlichen Predigt». Als erste Frucht dieser Arbeitsweise lernt man, Verkündigung als theologische Aufgabe nicht unbesehen mit der historisch bedingten Art der Predigt zu identifizieren.

Damit die praktische Theologie ihre Aufgabe verwirklicht, erachtet Daiber die folgenden Arbeitsschritte als notwendig:

1. Kritik der beobachtbaren Praxis. Es geht dabei um Sammlung von Erfahrungen, die Defizite des betreffenden Arbeitsbereiches markieren. Es handelt sich um eine Situationsanalyse und die Feststellung der erfahrenen Engpässe.
2. Entwurf eines «utopischen» Handlungsziels durch den Theoretiker. Die Phantasie der Hoffnung soll dabei eine wichtige Rolle spielen. Es geht um eine Art «brainstorming».
3. Überprüfung von Kritik und «utopischem» Entwurf im Kontext der theologischen Tradition. Es geht darum, die bisherigen Arbeitsschritte mit Ergebnissen der exegetischen, historischen und dogmatischen Theologie zu konfrontieren.
4. Überprüfung von Kritik und Entwurf unter dem Gesichtspunkt sozialer Angemessenheit.
5. Zieldefinition, in der der Überprüfungsprozess zum Abschluss kommt. Konkrete Arbeitsschritte sollen sichtbar werden.
6. Aufweis der Realisierungsbedingungen und Arbeitsmethoden. Die zu erwartenden Schwierigkeiten sind zu diskutieren, wie die Vor- und Nachteile der entstehenden Folgewirkungen.

Bei allem geht es darum, Hoffnungen nicht in Untätigkeit und Selbsttäuschung verschwinden zu lassen, und um die Formulierung von konkreten, wirklichkeitsnahen Antworten auf die Frage: was soll das Ziel meiner Arbeit sein? was ist die Aufgabe unserer Gemeinde in der uns vorgegebenen Situation?

Wie, kraft Erkenntnissen, denen Daibers Definition zugrunde liegt, schon neue Wege für die Pfarrarbeit gefunden wurden, will ich an der Entwicklung auf zwei Praxisfeldern beschreiben. Erstens an dem neuen Weg, den man in der Seelsorge – im Sinne der cura pastoralis specialis – gefunden hat, zweitens an der Entwicklung praktischer Handlungsmodelle zur Gemeindeführung.

2. In der Mitte der sechziger Jahre vollzog sich in der Seelsorgeausbildung in Westeuropa eine wichtige Änderung. Dies wird an den geläufigen Leitfäden für die Seelsorge ersichtlich. War man einst bemüht, vor allem inhaltlich klarzustellen, «worum» es sich in der Seelsorge handelt, fragt man nun mehr und mehr nach dem «Wie» in der seelsorgerlichen Praxis. Inhaltliche Definitionen hatten und haben noch immer eine wichtige Aufgabe: sie bieten dem Pfarrer die Möglichkeit, mindestens theoretisch seine Berufsidentität zu sichern, und damit ziehen sie klare Grenzen zwischen Psychotherapie und Seelsorge. Als Beispiel nennen wir die damals hochgeschätzte Arbeit Thurneysens. Jedoch spürte man auch bald die Schwäche: In der Praxis erfuhr man die Unangemessenheit einer deduktiv aufgestellten Theorie, da man auf Kommunikationsschwierigkeiten stiess. In dieser Situation stiess die Einführung der in Amerika schon seit den dreissiger Jahren entwickelten Modelle der pastoralen Beratung auf grossen Widerhall. Diese amerikanische Seelsorgebewegung hatte ihren Urheber in Pfarrer Anton T. Boisen (1876–1965), der als erster einen klinisch-pastoralen Lehrgang für Theologiestudenten begann. Er meinte, der Pfarrer solle nicht nur literarisch, theoretisch ausgebildet werden, sondern es sei wichtig, für seine Pfarrarbeit von «living human documents» zu lernen. Genaue Beobachtung und mitfühlender Verkehr mit geistlich erkrankten Menschen sind die richtigen Mittel der Seelsorge. Diese Auffassung wurde von Pfarrer Richard C. Cabot und dem Arzt Russel L. Dicks ergänzt, die vor allem den Interaktionsprozess im seelsorgerlichen Gespräch mit Kranken betonten. Von ihnen stammt die Methode der Gesprächsanalyse. Nachher wurden die gesprächstherapeutischen Erkenntnisse des Psychologen Carl R. Rogers mit seiner Betonung der Nicht-Direktivität im Gespräch als für die Seelsorge geeignet aufgenommen. Diese ganze Entwicklung wurde dann von Seward Hiltner theologisch begründet. Eine wichtige Frucht dieser Bewegung stellt das Buch Clinebells «Basic Types of Pastoral Counseling» dar. Der Einfluss dieser amerikanischen Bewegung in Europa wuchs rasch; ist es in Amerika normal, dass man in der Pfarrerausbildung ein klinisches Pastoraltraining mitmacht, so sind auch in die Ausbildungsprogramme vieler

theologischen Fakultäten und kirchlichen Seminare in Holland und Deutschland derartige Kurse aufgenommen worden. Worum handelt es sich bei diesen Kursen?

Es würde zu weit gehen, alle Aspekte dieser Ausbildungsform hier zu behandeln. Kurz kann man sagen: es steht nicht so sehr der Inhaltsaspekt seelsorgerlicher Kommunikation, sondern vor allem der Beziehungsaspekt im Vordergrund. Der Seelsorger soll sich methodisch üben, nicht auf Grund vorgegebener Autorität, sondern auf Grund einer im Gespräch sich gründenden Vertrauensrelation den Ratsuchenden zu befähigen, seine Probleme einzusehen, zu akzeptieren und durchzuarbeiten.

Dazu ist eine beziehungsfördernde Grundhaltung des Pfarrers nebst einer analytischen Wahrnehmungseinstellung notwendig. Denn so steht man einerseits dem Ratsuchenden nahe, anderseits bleibt man so weit distanziert, dass man die intrapsychischen und interpersonellen Schwierigkeiten sehen und Hilfe leisten kann. Kurz gefasst ist der Grundsatz: optimale Nähe zusammen mit optimaler Distanz. Es muss betont werden, dass eine beziehungsfördernde Grundhaltung nicht erworben wird, wenn man sich als Sachverständiger benimmt, der nur seine Diagnose zu stellen hat, diese mitteilt und ein Rezept zur Heilung abgibt. Die Art der Kommunikation, die Weise der Gesprächsführung ist für den zu leistenden Rat und die Hilfe bestimmend. Deshalb ist es ausserordentlich wichtig, dass der Pfarrer die Selbsterkenntnis erwirbt, einzusehen, welche psychischen Faktoren bei ihm selbst die pastorale Kommunikation fördern oder hemmen. Man soll sich seiner eigenen blinden Flecke bewusst werden. Ohne diese Bewusstwerdung kann man meistens Ratsuchenden mit bestimmten Problemen nicht helfen. Grundthese dieser Art Hilfeleistung ist: Verständigung vermittelt Realität, Einsicht in Realität ist ein wichtiger Schritt zur Problemlösung. Man erreicht jedoch keine Verständigung, wenn man im Gespräch versucht, Probleme durch Argumentieren, Bagatellisieren, Dogmatisieren, Drängen, Generalisieren und Intellektualisieren zu lösen. Verstehen wird gefördert, wenn man angstfrei zuhört, empathisch versucht, sich in die Gefühle des andern einzuleben, was man vernimmt, durchzudenken und widerzuspiegeln, alle Affekte – Angst, Hass, Aggression usw. – akzeptiert, eben in auswegslosen Situationen beisteht und versucht, Alternativen bereitzustellen, so dass der Ratsuchende motiviert wird, selbst die Schwierigkeiten zu lösen. Vor allem in der Schule von Rogers gelten als notwendige pastorale Grundhaltungen: ein «unconditional positive regard», d. h. eine voraussetzungslose und vorurteilslose Annahme des andern, «congruence», d. h. Echtheit und Einheit des Beraters, so dass er keine Rolle spielt, sondern mit seinen Fähigkeiten in der

Kommunikation er selbst bleibt, «empathy», d.h. einfühlsames Verstehen gegenüber der persönlichen Welt seines Partners. Die Trainings dienen dazu, diese Grundhaltung zu erlernen. In Amerika hat diese Art Seelsorge und Seelsorgeausbildung einen derartig mächtigen Aufschwung genommen, dass «Beratung» als ein spezieller Dienst des Pfarrers in der Kirche oder der Pfarrei institutionalisiert wurde und kein Pfarrer ohne irgendein Training in die Praxis eintritt. Clinebell, dessen Buch wir vorher nannten, würdigt diese Entwicklung so positiv, dass er meint, dass auf diesem Weg die Kirche sich erneuern kann mittels ihrer Relevanz für die Probleme der menschlichen Kontaktlosigkeit. Festzustellen ist, dass diese Art der pastoralen Arbeit vielen Pfarrern neue Inspiration und ihnen den Weg zu nichtentdeckten Chancen von pastoralen Kontakten gezeigt hat. Wenn man nach einer Kirche fragt, die den Menschen und ihren Fragen nahe sein soll, so weist uns sicher die Beratungsarbeit den Weg. Wenn man, wie Dahm in seinem Buch «Beruf Pfarrer» angibt, im allgemeinen der Kirche die Kompetenz zuschreibt, den Menschen in Krisensituationen zu helfen, und die Kirche mit ihrer Pfarrstruktur einen Kleinverteilapparat besitzt, an dem es in staatlichen Fürsorgediensten meistens mangelt, dann hat man ungeheure Chancen, mittels dieser Beratungsarbeit seelsorgerliche Aufgaben zu ergreifen, die m.E. auf der Strasse liegen. Selbstverständlich gibt es dann auch viele Möglichkeiten zur interkonfessionellen Zusammenarbeit, wie das schon in der Telefonseelsorge und freiwilligen Hilfsdiensten praktiziert wird.

Wie sehr diese Weise in der erneuerten Seelsorge auch Begeisterung weckt, fordern doch folgende Fragen eine Antwort:

a) In der Beratungsseelsorge wird, wie wir sagten, namentlich der Beziehungsaspekt betont. Welche Bedeutung ist dieser Betonung des Kontaktes beizumessen, der den Inhalt des seelsorgerlichen Gesprächs in den Hintergrund drängt? Gibt es vielleicht einen Zusammenhang mit der allgemeinen Schwierigkeit der religiösen Kommunikation und Sprache? Dann deckt diese neue Weise der Seelsorge die religiösen Probleme zu. Oder: wenn die religiöse Sprache zur Bewältigung der menschlichen Sinnfrage notwendig ist, dann soll diese Problematik als Proprium des seelsorgerlichen Gesprächs gerade in der pastoralen Kommunikation zutage treten. Nicht nur auf die Beziehung soll Wert gelegt werden, sondern auch der Inhalt ist zu betonen. Wie? Zugespitzt lautet die Frage: soll man «beraten» oder «bezeugen»? Manfred Jossutis meint, dies sei eine falsche Alternative, denn über mein Verhalten in der pastoralen Situation darf nicht eine psychologische oder theologische Theorie entscheiden, sondern nur das, wessen mein Gesprächspartner in der Situation bedarf: eine hilf-

reiche Tat, ein klärendes Wort, die bedingungslose Annahme oder den klaren Zuspruch jener Barmherzigkeit, die alles Zwischenmenschliche übersteigt. Lässt man sich von Theorien führen, die einem vorschreiben, dass man als Pfarrer dies oder jenes machen soll, so ist man in der Gefahr, das Evangelium zum Gesetz zu machen. Die wirkliche Annahme des andern sprengt die Unterscheidung von Wort und Tat. Schon das Dasein für den Ratsuchenden ist vordergründiger in der Hilfe als die Entscheidung, was man zu reden hat und was man zu handeln hat.

b) Das Anliegen der beratenden Seelsorge ist personorientiert: es geht um den individuellen Menschen in seiner persönlichen Not. Die eventuellen gesellschaftlichen und strukturellen Faktoren treten nicht primär in den Vordergrund. Dennoch spielen diese eine wichtige Rolle. So stellt sich abermals eine Alternative. Was das Ziel der Beratung betrifft: geht es um die Integration der Person in ihre Umwelt, oder geht es um die Emanzipation von der Probleme verursachenden Situation? Soll das Ziel Integration sein, anders ausgedrückt, soll es um die Beseitigung der Kommunikationsstörung der Person gehen, so dass sie sich in ihre soziale Umwelt aufs neue integrieren lässt, oder soll man durch Ich-Stärkung des Ratsuchenden ihn auf seine Emanzipation richten, so dass er lernt, seine sozialen Bedingungen zu kritisieren? Bei der Einführung der beratenden Seelsorge fragte Yorick Spiegel: Geht es um eine neue Art Heilsarmee, die bestrebt ist, Individuen zu helfen, ohne die strukturellen Bedingungen ihrer Probleme anzugreifen? Soll man nicht neben der notwendigen Beratungsarbeit auch nach Änderung der Sozialkonditionierungen streben? Vielleicht wäre es am besten, als Ziel der Beratung die Ich-Stabilisierung anzustreben. Dazu benötigt man die Integration in eine Gruppe, ohne dass man sich völlig mit dieser identifiziert, so dass Kritik möglich bleibt.

c) Eine dritte Frage bezieht sich auf die Methode der Beratung. Wie in der psychotherapeutischen Praxis fragt man sich, ob es der beste Weg sei, mittels Individualkontakten die Probleme des Ratsuchenden zu lösen. Ist es nicht besser, Seelsorge in Gruppen zu üben? Durch Gruppenarbeit will man die psychischen Probleme lösen. Als naheliegendes Ziel sieht man die Hilfe für die Person, als fernliegendes Ziel kann diese Methode dem Aufbau einer heilenden Gemeinschaft dienen, die an sich eine therapeutische Funktion in der Gesellschaft ausüben kann. Dann geht es um die konkrete Kirche und ihren Aufbau zur «healing community». Nun kommt die Frage der Gemeindeführung und Gemeinschafts-Seelsorge in den Blick. Dies scheint mir eine wichtige Frage zu sein. Man muss feststellen, dass die Entwicklung der pastoralen Beratungsarbeit in vielen Fällen zu

einer Vernachlässigung der strukturellen Aufgaben in der Pfarrarbeit geführt hat. Pfarrer, die mit der individuellen Beratungsarbeit vertraut und davon begeistert waren, fanden sich von den Ansprüchen kirchlicher Institutionen gehindert, und meinten, sie könnten ihren Beruf am besten in Institutionen der geistlichen Gesundheitspflege ausüben. Sie verliessen die Gemeinden. Die Wendung der individuellen Beratung zur Gruppenmethodik ermöglicht, persönliche Hilfe zu leisten wie auch einen Gemeinschaftsaufbau anzustreben. Diese Wendung in der pastoralen Beratung ist ein wichtiger Schritt zur Lösung der Fragen des Gemeindeaufbaus und der Gemeindeleitung. Damit kommen wir zum letzten Thema, das sich mit neuen Modellen der Gemeindeführung befasst.

3. Viele Versuche zielen darauf, die Erkenntnisse der Sozialpsychologie auf kirchliche Gruppen und Gemeinden anzuwenden. Berichte über diese Experimente nehmen ständig zu. Ich möchte mich jedoch auf die vor allem in Amerika gemachten Erfahrungen beschränken. Ausführlich darüber schreibt Arnd Hollweg. In seinem Buch «Theologie und Empirie» berichtet er kritisch, wie man versucht hat, sowohl in der pastoralen Praxis wie in der theologischen Theorie theologische Erkenntnisse mit empirischen sozialpsychologischen Ergebnissen zu verbinden. Er stützt sich vor allem auf die von ihm so genannten interpersonalen Theologen, die bestrebt sind, die ekklesiologischen Ideale der Gemeinschaft mittels gruppendynamischen Einsichten zu verwirklichen. Es heisst: «Wir versuchen die Christenheit von der individualistischen Vorstellung des Christseins zu befreien und die Kirche davor zu bewahren, eine bürokratische Organisation zu werden.» Ihre Absicht ist es, die Kirche mittels lebendiger Gruppen derart zu erneuern, dass sie aufs neue als eine Gemeinschaft erscheint, in der man einander kennt, und sich mittels der Gruppen verschiedenen Aufgaben widmen kann. Das Ideal sei eine Kirche als «face to face»-Gesellschaft. Reid umschreibt dieses Programm mit «groups alive – church alive». Bei diesen Amerikanern werden vor allem die erzieherischen Aspekte der Gruppen betont: kann man Innovations-, Selbsterfahrungs-, Therapie- und Lerngruppen unterscheiden, so geht es den Interpersonaltheologen um Lerngruppen. Sie beabsichtigen, alle Glieder am Lebensvollzug und den verschiedenen Diensten der Gemeinde partizipieren zu lassen. Dazu gibt es innerhalb der gemeindlichen Organisation eine Vielfalt von Gruppen mit verschiedenem Charakter, den Bedürfnissen der Mitglieder entsprechend. Letztes Ziel aller Gruppenarbeit ist, dem Menschen auf seine existentiellen Fragen zu antworten und ihm zur Begegnung mit Gott zu verhelfen.

Bei verschiedenen Aufgaben wenden die Gruppen gleiche Methoden an: zuerst soll man sich über das Programm und das Ziel, das man als Gruppe erreichen will, verständigen, zweitens soll man gemeinsam die Möglichkeit der Realisierung abschätzen und einen Ausführungsplan aufstellen, drittens wertet man während des Prozesses die Verwirklichung des Planes aus, um – falls nötig – Korrekturen anzubringen. Da mittels der Kleingruppen alle Mitglieder der Gemeinde auf irgendeine Weise und durch bestimmte Aufgaben am Kommunikationsprozess der Gemeinde beteiligt sind, betrachtet man die Anwendung der Gruppendynamik als die geeignete Methode, um das Ideal des allgemeinen Priestertums der Gläubigen zu konkretisieren. Da nun alle auch an den Arbeitsentscheidungen beteiligt sind, hat dies selbstverständlich Folgen für die Auffassung des Amtes und seiner Funktion.

Aus gruppendynamischer Sicht betrachtet man die Aufgabe des Amtsträgers als Hilfe für die Gruppen, damit sie sich ihrer Bedürfnisse und Wünsche bewusst werden. Als Leiter soll er helfen, dass man selbst seine Ziele formuliert und diese auch erreicht. Es geht in der Amtsausübung um eine «external leadership», welche versucht, die Gemeinde zu Zielen zu führen, die sie sich nicht selbst gestellt hat, sondern um ein «internal leadership», wo die Glieder einer Gruppe oder der Gemeinde selbst an den Zielsetzungen beteiligt sind.

Diese Auffassungen der interpersonalen Theologen entsprechen typisch der amerikanischen, freikirchlichen Situation und sind nicht ohne weiteres auf die europäischen Kirchen anwendbar. Jedoch lassen sich die sozialpsychologischen Erkenntnisse auch in unserer Situation anwenden. Mittels der Methoden des Aufbaus des Gemeinwesens, der sich auf die gleichen Prinzipien stützt wie die Gruppenarbeit, soll es möglich sein, unsere Gemeinden so zu führen, dass sie der neuen sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Situation und Aufgabe gewachsen sind. Wie in der Gruppenarbeit müssen dann die agogischen Prinzipien der Selbsttätigkeit und Selbstverantwortlichkeit angewendet werden, welche zur Bildung einer mündigen Gemeinde führen, die imstande ist, neue Aufgaben zu sehen, zu planen und zu realisieren. Wie das vor sich gehen kann, findet man in den Studien von Georg Kugler «Zwischen Utopie und Resignation. Die Chancen der Ortsgemeinde», in der er beschreibt, wie die agogische Methode zur Verbesserung der Kommunikations- und Entscheidungsstruktur einer Gemeinde angewendet wird. Man könnte sagen: hier wird der Weg aufgezeigt, wie man die von vielen erwünschte Demokratisierung der Kirche erreichen kann. Es geht ihm um die Anwendung der partizipierenden Planung zur Entwicklung der Pfarrei. Obwohl seine Rat-

schläge nicht unmittelbar auf unsere Situation anwendbar sind, die sich durch eine Zerstreuung der Gläubigen kennzeichnet, bietet er doch wichtige Ansätze, unsere Probleme methodisch kreativ anzufassen. Vor allem sei es wichtig, mittels einer empirischen Analyse seine eigene Situation ins Auge zu fassen und auf Grund dieser Analyse Fern- und Nahziele des Handelns zu formulieren. Mittels flexibler Methoden und Dienstanweisungen, welche während des Prozesses durch Auswertungen beigestellt werden können, sollen die Ziele erreicht werden. Vor allem soll man bestrebt sein, die Nahziele so konkret wie möglich zu formulieren, auch auf Grund der gesellschaftlichen Aufgabe, die man eben in dieser modernen Zeit der Kirche zuschreibt. In dieser Hinsicht sind die Aufsätze von K. W. Dahm einleuchtend.

Obwohl die sozialpsychologischen und agogischen Methoden und Erkenntnisse zur Führung der Gemeinden in unserer Zeit wichtige Wege zeigen, kann und darf man diese nicht fraglos anwenden. Es gibt neben unzweifelhaften Chancen auch Probleme, die bestimmte Grenzen markieren. Wir streifen nur die folgenden:

a) Gerne spricht man bei den Befürwortern dieser Methoden systemtheoretisch von der Funktion der Kirche. Diese lässt sich mittels empirischer Forschung, wie z. B. Dahm zeigt, feststellen. Diese Feststellung aber löst nicht die Frage, welche Funktion man als wünschenswert, dem Wesen der Kirche entsprechend, betrachtet. Dann kommen theologische Konzepte und Modelle ins Spiel, man kann eben auch von den Sozialwissenschaften her ideelle Kirchenmodelle entwerfen. So kann man theologisch von der Kirche als Sakrament für die Welt, Gemeinde für andere, Exodusgemeinde, Experiment der Freiheit, Raum der zwangslosen Kommunikation usw. sprechen. Von dieser Betrachtung her kann man sich nicht ohne weiteres mit der rein empirisch festgestellten Funktion der Kirche in der Gesellschaft zufriedengeben. Es lässt sich jedoch fragen, ob die Situation derartig ist, dass die ideell gestellten Ziele verwirklicht werden können. Die Forschung kann aufzeigen, dass die notwendigen Bedingungen zur Realisierung fehlen. Es darf jedoch auch nicht so sein, dass man sich einfach der konkreten Situation unterwirft; deshalb sind nebst der empirischen Situationsanalyse immer die mehr performativen Definitionen der Kirche notwendig, damit man sich bleibend strebend bemüht. Hier tritt die in der Ekklesiologie angesiedelte Spannung zwischen Theologie und Empirie klar ans Licht. Utopie und Realität bilden zwei Pole, deren Spannung man aushalten muss.

b) Wenn man sich in der agogischen Sozialwissenschaft Hilfe sucht, ist es ausserordentlich wichtig zu wissen, welche Methode man anwendet.

Auch dies hängt mit dem erwähnten Leitbild der Kirche zusammen. Man soll sich z. B. des impliziten Werts der Methodenwahl vergewissern, damit nachher kein Widerspruch mit dem zu erreichenden Ziel entsteht. Daiber weist darauf hin, dass Moltmann die Methode der sozialen Aktion Alinskis empfiehlt. Alinski folgt dabei einer Konfliktstrategie, in der Menschen als Zielscheibe der Aktion dienen müssen. Es fragt sich, ob diese Wahl richtig ist, wenn als letztes Ziel die Verwirklichung der Kirche als Gemeinschaft der Brüder in Frieden gewählt wird. Man kann deshalb nicht unbesehen Methoden als technische Mittel zur Erreichung der Ziele übernehmen: gerade in der Agogik kommt man nicht um die Wertfrage von Mittel und Ziel herum.

c) Oft hört man, die Frage der Kirchenführung betreffe nur die Struktur. Wenn die kirchlichen Strukturen demokratisiert sind, wird alles besser gehen. Man muss die Mitglieder nur zur Mitverantwortlichkeit heranziehen. Wird dies gelingen? Sind die Mitglieder wirklich motiviert, dies auf sich zu nehmen, und bietet eine demokratische Struktur die Garantie für lebendige Gemeinden? Man muss unbedingt wissen, wie schwer es ist, innerhalb der Gemeinde Laien wirklich zur Mitverantwortlichkeit kommen zu lassen. Die psychologische Forschung hat gezeigt, wie stark Abhängigkeitswünsche und -gefühle das Verhältnis Pfarrer–Laien unbewusst bestimmen. Dies soll man zuerst ans Licht bringen, bevor man wirklich Änderungen vornimmt, die einer Demokratisierung dienen. Es mag auch sein, dass gerade weil viele keine Änderung der Verhältnisse wünschen, bei einem solchen Prozess Differenzen und Konflikte entstehen. Scheut man diese oder versucht man sie durchzuarbeiten?

Wenn man sich auf den Weg der Anwendung gruppendynamischer Methoden in der Gemeinde begibt, stösst man früher oder später auf diese Fragen. Soll man dann aufhören oder den Prozess fruchtbar weiterführen?

Es sei nur so viel gesagt: Obwohl es nicht einfach sein wird, denn man wird sich der Komplexität der Situation oder der Gruppe oder der Gemeinde bewusst, gibt es die Möglichkeit, mittels Auswertung der Erfahrungen und neuer Reflexion doch einen geeigneten Weg zu finden. In dieser Hoffnung muss man die von den Sozialwissenschaften angebotenen Hilfen und Möglichkeiten ergreifen. Wenn man sich nicht auf den Weg begibt, erfährt man nicht die Freude der gefundenen Lösungen. Dieser Weg kennt eine dynamische Struktur, markiert von der Analyse der Situation, der Inventur der Probleme, dem Suchen nach Lösungen, dem Sich-auf-den-Weg-Begeben zur Realisierung der gesetzten Ziele und schliesslich dem Erreichen und Festigen der neuen Situation. Wenn man

dies ein wenig formal und distanziert betrachtet, entspricht dieser Weg der klassischen Struktur des Bekehrungsprozesses: die Gruppendynamik lässt uns so «ecclesia semper reformanda» sein...

Utrecht *Jan Visser*

Erwähnte und verwendete Literatur:

1. H. J. Clinebell, Modelle beratender Seelsorge, München 1973.
2. K. W. Dahm, Beruf: Pfarrer, München 1971.
3. K. W. Dahm, e. a., Gruppendynamik in der kirchlichen Praxis, Erfahrungsberichte, München 1974.
4. K. F. Daiber, Grundriss der Praktischen Theologie als Handlungswissenschaft, München 1977.
5. A. Hollweg, Theologie und Empirie, Stuttgart 1971.
6. A. Hollweg, Gruppe, Gesellschaft, Diakonie, Stuttgart 1976.
7. M. Jossutis, Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion, München 1974.
8. G. Kugler, Zwischen Resignation und Utopie. Die Chancen der Ortsgemeinde, Gütersloh 1971.
9. R. Riess, Seelsorge. Orientierung, Analysen, Alternativen, Göttingen 1974.
10. Dietrich Stollberg, Therapeutische Seelsorge, München 1972.